



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2019

**Afrikas Museen haben sich emanzipiert. Die Restitutionsdebatte zeigt es:
Afrikanischen Institutionen wird wenig zugetraut. Aber da sollte man erst
einmal genauer hinschauen**

Schwere, Raphael

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-170424>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Schwere, Raphael. Afrikas Museen haben sich emanzipiert. Die Restitutionsdebatte zeigt es: Afrikanischen Institutionen wird wenig zugetraut. Aber da sollte man erst einmal genauer hinschauen. In: Neue Zürcher Zeitung, 90, 17 April 2019, 38.

Afrikas Museen haben sich emanzipiert

Die Restitutionsdebatte zeigt es: Afrikanischen Institutionen wird wenig zugetraut. Aber da sollte man erst einmal genauer hinschauen



Im elegant gestalteten Bau des Karonga-Museums in Malawi schreiten die Besucher den Weg durch die Frühgeschichte des Landes ab.

ALAMY

RAPHAEL SCHWERE

«Afrikanisches Kulturerbe darf nicht länger in europäischen Museen gefangen gehalten werden», lautete der Elysée-Tweet zur Rede von Emmanuel Macron in Ouagadougou im November 2017. Seit diesem kultur- und afrikapolitischen Spielzug des französischen Präsidenten und der Veröffentlichung des Berichts von Felwine Sarr und Bénédicte Savoy Ende 2018 diskutieren europäische Museumsfachleute Strategien der Rückführung von Sammlungsstücken, die zu Kolonialzeiten illegitim nach Europa gelangten. Europa beschäftigt sich dabei mit sich selbst. Im Vordergrund stehen unsere Geschichte, unsere Schuld, unsere Museumsstandards und so weiter. Dass sich die Museumswelt in Afrika in der Zwischenzeit weiterdreht, bleibt dabei unbemerkt.

Entsprechend selten kommen Vertreter und Vertreterinnen afrikanischer Museen in der sogenannten Restitutionsdebatte zu Wort oder finden Gehör. Darüber hinaus registriere ich eine starke Diskrepanz zwischen der hiesigen Berichterstattung zu afrikanischen Museen und meinen Beobachtungen während zahlreicher Besuche vor Ort.

Ein Richtungswechsel

Die konservatorischen Bedingungen afrikanischer Museen seien unzulänglich, vernimmt man, und ihre Sammlungen unbedeutend, da sich «zirka 90 Prozent» des Kulturerbes ausserhalb des Kontinents befänden. Zur Unsinnigkeit dieser Schätzung haben sich bereits andere geäussert. Ausserdem seien sie «gähnend leer», auch was Besucher betreffe, und mithin ohne jede Relevanz für die afrikanischen Gesellschaften. Vor dem Narrativ vom defizitären Afrika scheint es kein Entrinnen zu geben.

Afrikanische Museen sind aber längst keine unzulänglichen Kopien europäischer Kulturtempel mehr. Sie haben einen Richtungswechsel vollzogen und

gestalten, trotz teilweise scheinbar unveränderten Fassaden aus der Kolonialzeit, ihr Innenleben neu.

Einst von der afrikanischen Bevölkerung während der britischen Kolonialzeit als «Enyumba y'amayembe», als Haus der (gewaltsam entwendeten) Fetische, gemieden, hat sich das Uganda-Museum nach der Unabhängigkeit zu einem Nationalmuseum ugandischer Prägung und ugandischer Präferenzen und Bedürfnisse gewandelt. In Ausstellungen setzt es sich kritisch mit der bis in die Gegenwart wirkenden Vergangenheit des Landes auseinander: jüngst etwa mit der Geschichte von HIV/Aids in einer temporären Ausstellung. Und es widmet sich aktuellen Themen von lokaler und globaler Relevanz. Eine neue Dauerausstellung zum Thema Öl zum Beispiel schliesst direkt an die lokal breit geführte Debatte zur bevorstehenden Ölförderung im Westen des Landes an.

Die Ausstellungsagenda präsentiert sich vielfältig und lebendig. Zahlreiche Sonderausstellungen, etwa Foto- oder Kunstausstellungen, gastieren für einige Tage, Wochen oder Monate im Haus, und im Veranstaltungssaal oder in der Bibliothek finden wöchentlich Buchpräsentationen, Weiterbildungskurse oder Theaterproben statt.

Die Aktivitäten des Museums beschränken sich aber nicht nur auf den Innenbereich des von einem deutschen Architekten 1954, gegen Ende der Kolonialzeit, errichteten Gebäudes. Mehrmals pro Monat belebt es seinen grossen Gartenbereich mit kulturellen, musikalischen, gastronomischen, religiösen, sportlichen oder auch kommerziellen Grossveranstaltungen. Das Uganda-Museum orientiert sich also nicht nur nach innen, sondern gleichermassen nach aussen.

Vom Hauptsitz in der Hauptstadt Kampala aus koordiniert das Museum zudem den Aufbau und den Betrieb von entlegenen Regionalmuseen sowie die Pflege archäologischer Fundorte und

Kulturerbe-Stätten im ganzen Land. Zurzeit wird ausserdem ein mobiles Museum betrieben. Diese Eigeninitiative des Uganda-Museums entstand in Kooperation mit dem Völkerkundemuseum der Universität Zürich. Die in einem Lastwagen durch das Land tourende Ausstellung widmet sich ugandischen und Schweizer Milchkulturen und thematisiert die Herausforderungen, mit denen lokale Milchproduzenten konfrontiert sind.

Blick auf lokale Bedürfnisse

Dabei ist das Uganda-Museum in Ostafrika keineswegs ein Einzelfall. Abseits internationaler Berichterstattung engagiert sich etwa das einzige Museum im vom Bürgerkrieg zerrütteten Somalia, das Saryan-Museum in der somaliländischen Hauptstadt Hargeisa, in der Konfliktaufarbeitung. Das zwei Ausstellungsräume und einen Veranstaltungs-

sitz einen hohen Stellenwert in der Region –, veranstaltet das Museum Rezitationsabende. Im international nicht anerkannten Staat Somaliland werden identitätsstiftende Institutionen wie diese besonders geschätzt. Das Museum in Hargeisa bietet einen Ort, an dem kulturelle Identität im Beisein von Museumsobjekten, aber vor allem unter Bürgerinnen und Bürgern ausgetauscht werden kann.

Trotz geografisch und politisch peripherer Lage werden aktuelle museologische Diskurse wahrgenommen, und das koloniale Europa gerät auch jenseits der Debatten um die Restitution gestohlenen Erbes in den Blick. Ende 2018 präsentierte das Saryan-Museum einer interessierten und empörten Öffentlichkeit Fotografien von Menschen aus Somalia in Völkerschauen im Europa der vorletzten Jahrhundertwende. Die Schicksale dieser Vorfahren wurden öffentlich diskutiert, und die Anerkennung des Unrechts sowie Wiedergutmachung wurden gefordert.

Wie steht Europa demgegenüber da? Man stösst sich an der vermeintlich niederen Qualität und den scheinbar unzulänglichen Standards afrikanischer Museen, statt dass wir ihnen und ihrem Publikum selbstkritisch Rechenschaft über die kolonialistischen Taten und Haltungen unserer Vorfahren ablegen.

Auch im südlicheren Teil Ostafrikas engagieren sich Museen für das Kultur- und Naturerbe ihrer Region und beeindrucken dabei durch ihre emanzipatorische, eigenen Interessen und Notwendigkeiten entsprechende Entwicklung. Im Norden Malawis etwa, an der Grenze zu Tansania, informiert das Karonga-Museum über Dinosaurierfunde in der Region, unbeirrt davon, dass die einst ausgegrabenen Knochen bereits vor über hundert Jahren in die naturkundlichen Museen in Berlin und London abtransportiert wurden.

Auch das Nationalmuseum in Simbabwe habe, so erläutert einer seiner Kuratoren, den «kolonialen Hangover» längst überwunden. Es entwickelt post-

koloniale Ausstellungspraktiken, welche den von Sammlungsstücken ausgehenden spirituellen Kräften szenografisch Rechnung tragen. Dabei beweist man in Harare eine Sorgfalt im Umgang mit heiklen Objekten, die manchen Museen in Europa nach wie vor fehlt. Ein weiteres Beispiel ist das Museum of Women's History in Sambia. Noch ohne physische Ausstellungsfläche, aber mit digitalen Sammlungsarchiven nimmt es sich der kolonialandrozentrisch verursachten Lücke in der patriarchalen Geschichtsschreibung über Frauen und deren Rolle in der vorkolonialen Gesellschaft an.

Museen als Begegnungsräume

Die teilweise renovierungsbedürftigen Gebäude und die mitunter gestalterisch und technisch veraltete Infrastruktur afrikanischer Museen mögen den Ansprüchen europäisch geprägter Museumsbesucher nicht genügen. Diese Wertung lässt aber ausser Betracht, dass die hier genannten Museen und viele weitere trotz zahlreichen Herausforderungen nicht «gähnend leer», sondern äusserst lebendig daherkommen.

Museen in Ostafrika beschäftigen sich intensiv mit ihrer gesellschaftlichen Rolle und suchen den aktiven Austausch mit der Öffentlichkeit. Sie sind weit mehr als bloss Orte für freizeitliches Staunen und haben sich zu Begegnungsräumen für verschiedene wissbegierige Publika entwickelt, die Gelegenheit zum Dialog und zur Auseinandersetzung mit persönlichen und sozialen Fragen bieten. Angesichts der aufstrebenden Garde afrikanischer Kuratoren und Museologinnen, die sich diesem Museumsmodell verschrieben haben, darf man davon ausgehen, dass sich dieser Trend in Zukunft noch verstärken wird. Museen versuchen zunehmend, Einfluss auf den öffentlichen Diskurs zu nehmen, wenn auch in unterschiedlichen Reichweiten und unterschiedlicher Wahrnehmung.

Afrikanische Museen verdienen die längst überfällige Anerkennung als Teile einer zeitgenössischen, eigenständigen und erfolgreichen Museumslandschaft – und dies unabhängig von der Restitution von Raubgut, die am Ende wahrscheinlich eine juristische Angelegenheit sein wird. Afrikanische Museen bieten reale, lokal kalibrierte Zukunftsvisionen. Sie sind Inspirationsquellen und könnten so manchen europäischen Museen, auf hiesige Gesellschaften übersetzt, zum Vorbild gereichen.

Einmalige Chancen

Durch die derzeitige, in herkömmlich paternalistischer Manier oft über die Köpfe dieser Schlüsselakteure hinweg geführte Debatte und durch die Verengung des Restitutionsbegriffs auf das Retournieren vergibt man entscheidende Chancen für eine Korrektur früheren Verhaltens gegenüber Afrika und für einen Dialog ebenbürtiger Partner auf Augenhöhe. Würde aber die Debatte unter Einbezug afrikanischer Kollegen und Kolleginnen und deren Institutionen geführt, dann liessen sich zwei einmalige Chancen erkennen. Erstens: der Aufbau einer neuen Beziehung durch die Wiederherstellung rechtmässiger Eigentumsverhältnisse in Anerkennung von einstiger und bis heute anhaltender Schuld. Und zweitens: die Entwicklung von im interkontinentalen Austausch konzipierten Museumsmodellen, in welchen Objektsammlungen, als «materielle Übersetzung der Kreativität der Menschheit» (Sarr und Savoy 2018), durch globale gesellschaftliche Teilhabe positive und verbindende Wirkung entfalten können. Im digitalen 21. Jahrhundert ist dies mehr als möglich.

Raphael Schwere ist Ethnologe und doktriert am Völkerkundemuseum der Universität Zürich.